

Schulunterricht.

Ein hervorragender Schulmann ver- gleicht deutsche und ameri- kanische Schulen.

Vorzüge des deutschen Unterrichtswe- sens über das ameri- kanische.

Die Mängel unseres Systems in unseren Institutionen be- gründet.

Der Chef des Ver. Staaten Bureaus für Erziehungswe sen, Dr. William T. Harris, hat soeben einen Bericht veröffent- licht, der eine Fülle interessanter Materials enthält. Herr Harris, der als Autorität in allen das Schulfach be- treffenden Angelegenheiten gilt, hat aus- gezeichnete außerordentliche Mühe und Sorgfalt darauf verwendet, wertvolle Urtheile von Sachverständigen über ameri- kanische und europäische Unterrichtsmetho- den zu sammeln. Diese sowohl, wie die auf Grund derselben angestellten Vergleiche zwischen den verschiedenen Systemen sind größtentheils von so ho- hem Interesse, daß eine gedrängte Wie- dergabe der bemerkenswerthesten Ab- schnitte den Lesern willkommen sein dürfte.

Die politische Gliederung Deutschlands hat dazu geführt, daß die Leitung des Schulwesens eine ziemlich verwickelte ist, daß jeder Staat sein eigenes System verfolgt und Einzelheiten nur in den Volksschulen vertreten ist, und auch dort nicht in dem wünschenswerthen Grade.

Eine Folge dieser Verhältnisse ist es, daß es für den Ausländer ungemün- schen ist, sich ein richtiges Urtheil zu bilden, weil so viele verschiedene Arten von Schulen existieren, die zu klassifiziren äußerst schwierig ist.

Die Deutschen sind der Ansicht, daß gründliche Disziplin des Körpers und des Geistes nöthig sind, um die besten Erziehungsresultate zu erreichen. Sie legen daher den Schwerpunkt auf folgen- de Punkte: Berücksichtigung der religiö- sen Denkungsweise aller Schüler, Reli- gionsunterricht als Basis des ganzen Unterrichts und deshalb Hauptfach in der Elementarschule; Schulzwang; zweifelhafte Tüchtigkeit aller Lehrer in privaten wie in öffentlichen Schulen; Turnunterricht von höchster Wichtigkeit. Die Folge dieser Principien ist, daß die Schüler nicht nur unterrichtet, sondern erzogen werden, und zwar unter den günstigsten Verhältnissen; weder durch religiöse noch lokale Sonderbestrebungen wird das Erziehungsziel gehemmt.

In allen Schulen wird besonders da- rauf geachtet, daß durch religiöse Unter- schiebung keine Heiberien entstehen. Man folgt dem Grundsatz, daß der Anders- denkende nicht nur geduldet, sondern seine Ueberzeugung respektirt werden muß. Hier zeigt sich der Werth fähiger Lehrer, die selbst vorzüglich disciplinirt, im Stande sind, auf ihre Schüler in glei- cher Weise einzuwirken. Ihre gründliche Ausbildung befähigt sie nicht nur, die Unterrichtsgegenstände zu beherrschen und den Schülern zu lehren, sondern die Lehrer zum Erlernen und Verstehen des Gelehrten zu veranlassen.

Turnunterricht wird in jeder Weise gefördert. Man hat erkannt, daß ohne Stählung des Körpers die schwierigen Prüfungen nicht durchführbar sein wür- den, selbst in Deutschland's gesundem Klima, wie ja auch trotz aller Bemühun- gen in dieser Richtung die Folgen der geistigen Ueberanstrengung noch immer fühlbar sind.

Die Regulationen betreffs Qualifica- tion der Lehrer werden sehr streng durch- geführt. Schüler fungiren niemals als Hülfstlehrer. In den preussischen Se- minarhallen müssen die eintretenden Zöglinge mindestens 16 Jahre alt sein und dürfen nicht unterrichten, ehe sie das 19 Lebensjahr erreicht und ein Examen bestanden haben. Die Zahl der weiblichen Lehrkräfte ist bedeutend gerin- ger, als die der männlichen.

Wenn man den Unterschied zwischen deutschen und amerikanischen Schulen präcisiren will, so muß man das Tem- perament und die politischen Institutionen der beiden Völker in Betracht ziehen. Der deutsche Knabe ist ruhig—erschient dem Amerikaner mitunter sogar dumm—er ist durch die Gebräuche und Geleise seines Vaterlandes an pünktlichen Ge- horsam gewöhnt. Der deutsche Knabe hat daher größere Biederkeit und ist in höherem Grade im Stande, seine Gedanken zusammenzufassen; als der amerikanische Knabe gleichen Alters. Aus diesen Grunde braucht der deutsche Lehrer nicht so viel Mühe und Zeit da- rauf zu verwenden, seine Schüler in Ordnung zu halten, wie sein amerikani- scher College, und während er nicht im- mer so brillant ist, wie unsere besten Lehrer, so ist er dafür breiter und gründ- licher.

Die deutschen Schulen unterscheiden sich von den amerikanischen mehr in Be- zug auf ihren Lehrplan, als irgend einen anderen Punkt. Deutschland legt großen Werth darauf, daß die Schüler nicht allein von fähigen Lehrern geleitet, sondern daß diese Lehrer auch von ebenso tüchtigen Autoritäten im Erzie- hungswesen unterstützt und überwacht werden. Die deutsche Schule ist voll- ständig frei von Politik. Die Lehr- ter werden mit großer Sorgfalt aus- ge-

wählt; sie sind Staatsbeamte und erhal- ten Pension, wenn sie in den Ruhestand treten. Hier in Amerika existirt kein System irgend welcher Art, Comites er- scheinen auf der Bildfläche und verschwin- den wieder, und dasselbe ist der Fall mit den von ihnen erwählten Beam- ten. Die natürliche Folge ist, daß ob- gleich in unseren wirklich guten Schulen ebenso gute Lehrer thätig sind wie in Deutschland, nirgends dieselbe Sorg- falt und Mühe darauf verwandt wird, den Lehrplan dem geistigen und körper- lichen Wachstum des Kindes anzupaf- fen die nöthigen Lehrmittel für das Schulzimmer zu beschaffen und eine ein- heitliche Entwicklung des Kindes herbei- zuführen. Es ist möglich, daß für diese Mängel unserer Schulen eine Entschul- digung vorhanden ist—aber den Grund des Vorhandenseins der Mängel müssen wir in unseren demokratischen Institu- tionen suchen.

Das künstliche Ei

Es hat hier, schreibt ein wahrschein- lich auch nicht erst gestern aus dem Ei- gekochener Correspondent aus New York, in den letzten Tagen eine ziemliche Sensation gegeben, und der Grund da- von war das künstliche Ei.

Ein Individuum, welches behauptete, den Proceß, es anzufertigen, erfunden zu haben—patentirt und Nachahmung verboten—hat hier Proben nicht nur gezeigt, sondern auch in der Stadt herum vertriehen.

Etliche Duzend wurden in hiesigen Clubs zubereitet, geottent, als Spiegel- eier, als Nührei, Sol-Eier und „Ver- lorene“ Eier, dito zu Eierpunsch ver- wendet und servirt, und siehe da, der allgemeine Wahrspruch der doch sicher competenten Zeitschmeder war, daß es un- möglich sei, sie von Natur Eiern zu un- terscheiden.

Im Meuschen sehen sie genau so aus, wie frisch vom Huhn. Bricht man die Schale des rohen Eies, so klappt der In- halt in's Glas so natürlich wie möglich, das Gelbe und Weiße ungemischt. Man hat behauptet, daß das künstliche Ei nie zum Kochen „geschlagen“ werden kann, aber diese Eier schlugen sich superb.

Chemisch, sagt der Erfinder, seien seine Eier eine vollkommene Wiedergabe des Naturprodukts. Malsmeist liefern die „Grundstoffe“. Das Weiße sei natü- rlich reiner Eiweißstoff (Albumen), während das Gelbe eine komplizirte Mischung von Eiweiß und verschiedenen andern Grundstoffen sei. Auf der Innen- fläche der Schale ist eine Zitterung mit etwas, was sich wie das zarte von der Heune gebildete „mollige“ Membran anfühlt, während die Schale selbst laut Angabe in zwei Hälften angefertigt wird, die so kunstvoll zusammengesetzt werden, daß Niemand die Verbindungsstellen mehr zu erkennen vermag. Mit ganz überflüssiger Genauigkeit ist sogar der Keim des Huhnes wiedergegeben.

Die Eier haben, wie die Hühner, ver- schiedene Formen und Farbtöne. Man kann also, wenn sie mal in den Markt kommen, künstliche Eier von Jung- und Altkennen, Shanghai's und Bantam's und runde Perlhuhn Eier kaufen. Aber das allergrößte der Wunder—sie können zu 10 Cents das Duzend verkauft werden, und werden sie fast. An Zue- rblätter und Andern, welche Eier in großen Mengen brauchen, wird das Weiße und Gelbe getrennt in hermetisch verschlossenen Krügen verkauft. Haushälter können sie natürlich ebenso beziehen.

Man hat nun wohl geglaubt und ge- sagt, der Erfinder habe vielleicht, um sei- nem Fabrikat Vertrauen zu verschaffen, natürliches Ei als Proben verkauft. Aber das ist nicht der Fall und kann schlagend widerlegt werden, da die künstlichen Eier doch an mehreren Eigentümlichkeiten kenntlich sind. So ist das häußchenähn- liche Schalenmuster offenbar ein seiden- artiges Gewebe, dessen Fäden das Ver- größerungsglas zeigt. Die Schale wird zuerst in zwei Hälften aus einer Kaltcom- position gefertigt, mit der Futterhaut austapeziert, gefüllt und zusammenge- fügt.

Selbstverständlich hat sich der Erfin- der, da seine Leistung doch zu wunder- bar ist, um nicht auf Zweifelsucht und Unglauben zu stoßen, nach absolut zu- verlässigen Gewährsleuten umhören müssen und dabei das Nichtigste getroffen, indem er sich an Standespersonen ge- wandt, deren Wort auch in der plebe- jischen ausgearteten Welt noch immer mehr gilt, als das des gemeinen Mannes. Er zeigt ein Attest vor, unterschrieben und unterzeichnet von den Herren Chevalier von Lugenbiel, Grafen von Wumpitz und Baron von Münchhausen.

Der Farmer aber passe schon jetzt wohl auf. An seine Butter sind sie ihm mit der Döhen- und Schweinefleisch- gegangenen, und jetzt wollen sie ihm an seine Eier. Er stelle schleunigst neben die Forderung für das Anti-Dioleomarin-Geheiß diejenige für eine Achter- klärung gegen das Kunst-Ei, denn für jeden Cent legt ihm die beste Senne sein Duzend Eier. Für ihn ist kein Wä- slischen-Ei gefährlicher als dieses Kunst- Ei.

Auch ist die Weltausstellung bedroht. Denn was will sie, wenn diese Kunst- eier dort zu Markt gebracht werden, noch für Pannetudchen aus ihren Columbus-Eiern baden?!

Eine neue texanische Hasenstadt.

Wie in einer Wüste plötzlich eine Oase entstehen kann, so ist in Brazoria County im südöstlichen Texas, an der Mündung des Brazos-Flusses, in der witen Prai- rie, welche sich am ganzen Golf von Mexiko hinzieht, mit einem Male der Seezahn Velasco mit einer Tiefe von achtzehn Fuß entstanden, und was vor-

nach einem Jahre öde Prairie war, ist eine Stadt mit Werften, Lager-, Ge- schäfts-, natürlichen Wohn-Häusern und Hotels geworden. Die Privatgesell- schaft, „The Brazo River Channel & Dock Company“ zu Velasco, hat es sich zwei Millionen Dollars kosten lassen, um aus einer Tiefe von drei Fuß Wasser auf der Sandbank mittels des Baues der „Jetties“ achtzehn Fuß zu schaffen, und noch dazu an einer Stelle, wo die besten Ingenieure der Ver. Staaten es als eine Unmöglichkeit erklärten, tiefes Wasser zu schaffen.

Die Gesellschaft hat bereits über eine halbe Million Dollars werth Vaustellen und Stadland verkauft, und überall hört man die Säge und den Hammer des Bauhandwerkes.

Vergleicht man die blühende ältere und große Stadt Galveston, das Ein- gangsthor zum Staate Texas, mit der jungen Klein Velasco, so muß man wohl zu dem Schlusse gelangen, daß die Letztere natürliche Vortheile besitzt, welche Galveston nie erlangen kann. Es herrscht kein Zweifel, daß Galveston mit der Bewilligung Uncle Sam's von sechs Millionen Dollars in fünf oder sechs Jahren tiefes Wasser erlangen muß. Allein Velasco besitzt dies bereits.

Galveston ist auf einer Insel gelegen und muß zwei Eisenbahnbrücken, jede von zwei Meilen Länge, zum Festlande über die Bai mit einem jährlichen Kostenaufwande von 50,000 bis 60,000 Dollars unterhalten, ohne das Monopol der Wert-Compagnien in Anspruch zu bringen. Solche Ausgaben müssen natür- lich auf den Handel geschlagen werden, während Velasco auf dem Festlan- de gelegen ist und nicht solche Ausgaben zu tragen hat.

Galveston besitzt kein Brunnenwasser, obgleich solches durch artefizielle Brunnen mit der Zeit erlangt werden kann, aber Velasco hat bereits gutes Brunnen- wasser.

Die Insel Galveston besitzt keine Landwirtschaft, und solche Produkte vertheuern das Leben des Arbeiters un- gemün, während Velasco von dem fruchtbarsten Lande umgeben ist, und das County eine Farmerbevölkerung von 16,000 Menschen zählt. Galveston liegt auf einer Sandinsel, welche den Stürmen und Fluthwellen des Golfs ausgesetzt ist; und wenn es auch so sicher vor gänzlicher Ueberfluthung sein mag, wie die Colorado-Hügel bei Austin, so giebt es doch viele Menschen, die einigen Zweifel darüber hegen. Velasco dagegen liegt von der unmittel- baren Golfküste entfernt und ist gegen solche Zufälle geschützt.

Wir glauben nun desseingedenkt, daß Galveston mit seiner regen, thätigen und reichen Einwohnerzahl eine große Zukunft besitzt, sobald es tiefes Wasser erhält; denn Vieles, was Mutter Erde der wunderbaren Stadt Velasco verlie- hen hat, läßt sich durch den ungemün- reichthum der Stadt Galveston wohl schaffen und bewahren, aber es bedarf immerhin der Zeit, und in dieser ist Velasco vor. Dennoch braucht die Ein- wohnerzahl Galveston's um die Er- gänzung der Stadt nicht zu fürchten; denn das wunderbare Ausfließen des ganzen Staates Texas, sowie die Eigenschaft als Ausgangspunkt des ganzen Westens von Nord-Amerika nach der See kann nicht nur zwei Seehäfen am Golf zur Blüthe bringen, sondern es können sich dann noch mindestens zwei Seehäfen mehr am Golf zu Handel, Wandel und Wohlstand emporheben.

Ein Briefwechsel zwischen Fürst u. Hofprediger.

Am 13. Juli 1895 schrieb Herzog Friedrich von Württemberg an seinen Hofprediger Dr. Andreas Diander, „Ich hab' nun Ihr über die 26 Jahr Althier Hofprediger gehört (und schier jegliche Hofprediger's Alters) Aber nie so unhöfliche und hochtrabende Als jezo Ein Jahr Keiner (—ein Jahr herein, seit einem Jahre). Da doch die Hof- prediger Etwas höflicher und bescheiden- ner sein sollten, Als die Gemeine Dorf- prediger, dann da man sie um denselben suchen sollte, wöhl vil pünder wöds und unrichtig drauf gehen würden.“

Friedrich.—Am 14. Juli 1895, also tags darauf, gab der Hofprediger die Antwort. Sie ist etwas ausführlicher ausgefallen, als des Herzogs Brieflein, auswegene wie sie nur in den Haupt- sachen wörtlich herleben. Zunächst ist aus der Antwort zu ersehen, daß dem Hofprediger das Brieflein am Sonntag „gar spät“ nach überbracht wurde, wo- rauf zu schließen, daß der Herzog den Verrger, den er von der Vormittags- predigt geholt, nicht mit zu Bett nehmen, sondern vor Schlafengehen noch an sei- nen Mann heimgeben wollte. Der Hof- prediger nun „bekenn' gern, daß er sich um höfliches Predigen nicht viel ver- seße, sich auch großer Kunst und Elo- quenz nicht berühmt“ habe. Zur Hof- predicator habe er sich nicht gemeldet, sondern sei „ohn all sein oder der sei- nigen Prosopieren“ wider seinen Will den dazu gemacht worden. Er habe des- halb „tröstliche Bedenkung, daß er sich nicht selbst eingetrunnen.“ „Ich wöhl aber auch das wöhl“, fährt der mutige Hofprediger fort, „daß sich's in reprehen- sione Vitorium auch zu Hof nicht viel prangen läßt, und diewöhl die höfsteu so wöl fünfigen als die Bauersleut, muß man Inen auch (adhibita tamen debita modestia) deren ich mich biß daher so vil mir möglich gewesen, beflissen, auch jeberzeit (in genere) geliebten und in (specie) an niemander gestochen, das geiz so wöl scherffen als den Bauern: (peritronarum) gilt. Und Inen Ich

nicht gedentken, daß E. F. G. als ein christlicher und hochverdieniger Fürst ob der (iusta Vitorium reprehensione) einiges mißfallen tragen.“ Was daher der Herzog von „unbeschadnen und hochtrabenden Prediger“ schreibe, ver- stehe er, der Hofprediger, nicht; er bitte ihn also „unberühmlich demüthig und um Gottes willen.“ Der Herzog wolle ihm „anzeigen oder etwas weiterer zu verstehen geben, was sie an meinen Pre- digen desiderirn,“ damit er nicht „hiefür sein Ampt müße mit Seuffzen thun (Hebr. 13), und mit erschrocknem Her- zen auff die Kanzel gehen.“ Er wolle alsdann gerne „vermittelst göttlicher gnaden sich belehzen und den (stylum) also attempieren, daß zwar (officio) nichts verampt, aber doch E. F. G. nicht unnötig offendirt oder denselben zu ungedignen nachdenken urbrach geben werde.“ Diese Briefe sind erstmals gedruckt in dem „Württ. Jahrbüchern für vaterländische Geschichte“ etc. von Memminger, Cotta's Verlag, Jahrgang 1824. Ob der Herzog den Wunsch seines Hofpredigers erfüllt und ihm „Wei- teres“ zu verstehen gegeben hat, ist aus dieser Quelle nicht zu ersehen; so viel aber ist sicher, daß die Diander hernach noch Jahrhunderte lang in Württemberg in den höchsten kirchlichen Ehrenstellen gestanden haben.

Eine verkaufte Frau.

Die Blätter des französischen De- partements Calvados erzählen eine Ge- schichte von einer verkauften Frau, die ganz unglücklich scheinen würde, wenn sie nicht mit einer so großen Anzahl von Einzelheiten begleitet wäre, daß man sie wohl für wahr halten muß. Der Feldwächter Ledevin schuldete einem gewissen Bicaire den Betrag von 60 Fran- ken, und da es nicht unbekannt war, daß Bicaire große Stücke auf Frau Ledevin hielt, so kam der Mann auf den Gedan- ken, daß man sich gütlich vergleichen könne. Er machte also den Vorschlag, Bicaire möge ihm die 60 Franken er- lassen, und dafür seine Frau nehmen, worauf Bicaire jogleich einging. Als ordnungsliebende Leute kauften sie sich einen Stempelbogen, auf dem folgendes Schriftstück eingetragen wurde: „Ich, Endesunterzeichneter, Ledevin, Feld- wächter in Montpingon, erkenne an, daß ich Herrn Bicaire, Tagelöhner, die Summe von 60 Franken schulde, und verpflichte mich, ihm als Zahlung meine Frau abzutreten, über die er von diesem Tage an volle und unbedingte Verfü- gung haben soll, unter der Bedingung jedoch, daß diese auf jede Forderung an mich verzichtet, gez. Ledevin, gez. Bicaire.“ Dieser Vertrag kam denn auch zur vollen Ausführung, hatte aber noch kleines Nachspiel vor Gericht, wo sich das Trio wegen nächstlicher Rufe- stellung zu verantworten hatte. Es entspann sich folgendes Zwiegespräch zwischen dem Richter und dem Ange- klagten: „Sie haben gehört, Ledevin. Sie sind angeklagt, in der Trunkenheit Lärm gemacht zu haben.“ „Nein, Herr Friedensrichter, er (auf Bicaire zeigend) ist es gewesen, er und seine Frau.“ „Aber Sie sind doch Ledevin?“ „Ja wohl!“ „Aber d. h. sie war meine Frau, aber jetzt ist sie die Frau Bi- caire's.“ Dem Richter schien dieser Rechtsfall unverständlich, aber der anwe- sende Polizeikommissar, der offenbar besser unterrichtet war, klarte ihn auf, indem er die oben wiedergegebene Ab- tretungsurkunde vorlas, die bei den Zuhörern ungeheure Heiterkeit hervor- rief. Bicaire erklärte hierauf, er habe sich die Sache überlegt und er sei bereit die Frau gegen Zahlung der 60 Fran- ken wieder abzugeben, was aber von Ledevin mit Entrüstung zurückgewiesen wurde: „Fällt mir gar nicht ein, jetzt nach drei Monaten!“ Das Ende vom Liede war, daß die ganze Gesellschaft wegen Trunkenheit und Lärmes zu je 15 Franken Strafe und drei Tagen Ge- fängniß verurtheilt wurde, worauf die beiden Männer mit ihrer Frau sehr zer- furcht den Gerichtssaal verließen.

Ueber Abhärtung.

In unserer Zeit ist der Kampf um's Dasein recht schwer geworden. Er er- fordert einen ganzen Menschen, einen Menschen, der gesund an Leib und Seele ist. Viel körperliches Ungemach und viel Leid giebt es zu ertragen. Unser Körper kann schon etwas aushalten, unter der Voraussetzung allerdings, daß er abge- härtet ist. Abhärten heißt hart machen, und es ist das gerade Gegentheil von dem, was viele härtliche Mütter heutzun- tage mit ihren Kindern thun, sie „ver- pampeln“ sie. Kein rauher Luftzug darf das liebe Mutterköpfchen treffen, so übermäßig warm wird es in Wolle oder Pelz gewickelt. Und wenn's doch einmal in die Kälte kommt, da sind nun Hüften und Schuipfen und Schünmeres die unaussprechliche Folge. Dem Vettel- lungen, der im leichten Kleidchen tags- über auf der Straße umherwandert, wird so etwas nicht leicht geschehen, und trotz- dem sieht er roth und frisch und jene Kinderden sehen bleich und kränklich aus. Das ist der Segen der Abhärtung und der Unsegner der Verpampelung. Darum, ihr Väter, ihr Mütter, sorgt bei euren Kindern für Abhärtung! Gewöhnt eure Kinder auf eine zweckmäßige Art an eine vernünftige Lebensweise, denn das Ab- härten besteht im Gewöhnen. Was soll denn nun abgehärtet werden? Nun, mit einem Wort: der ganze Körper; die Muskeln, daß sie auch eine größere An- spannung vertragen; der Magen, daß er nicht gleich den Dienst verläßt, auch wenn er belohnt, was ihm nicht gerade paßt.

Vor Allem aber soll man auf die Ab-

härtung der Haut bedacht sein. Die Haut ist ja der Regulator für unser Wohlbehinden. Sie sorgt für Ausschwei- dung der schlechten Stoffe aus dem Blute. Ist diese Ausschcheidung unterblieben, so stellt sich Fieber ein, und die übrigen Organe werden in Mitleidenschaft gezogen. Die Wärme erschläft die Haut, die Kälte stärkt sie. Es ist nicht nöthig, daß die Kinder immer im warmen Was- ser gewaschen werden; es ist nicht heil- sam, daß sie übermäßig warme Klei- dung tragen; es ist auch nicht gut, wenn sie in werweiß wie dicken Federbetten schlafen. Dagegen wird die Haut un- gemein gestärkt, wenn das Kind kalte Was- chungen und Abreibungen erhält wenn es Vollbäder oder wenigstens ein Regen- bad bekommt. Es darf auch getrost versuchen, wie es draußen ist, wenn auch kein warmer Sonnenschein am Him- mel lacht.

Abhärtung des Körpers ist eine Hauptaufgabe. Sie genügt aber nicht al- lein. Es müssen auch die geistigen Kräfte des Körpers abgehärtet werden. Man's ist körperlich kräftiger Mensch kann den geringsten Schmerz nicht ertra- gen, bei wenigem Unbehagen legt er sich in's Bett, der kleinste Kummer beugt ihn schon vollständig darnieder. Der Körper ist stark, die Seele schwach. Und wieviel haben die Eltern Schuld daran. Wenn das Kind einen Kitz im Finger hat, so wird es von der Mama bedau- ert; hat es sich gestoßen, so bekommt es Bonbon und es wäre geradezu wunder- bar, wenn das Kind nicht empfindlich würde, da es doch immerfort die Frage hört: „Wo thut es denn weh? Thut es denn sehr weh?“ Eine vernünftige Erziehung wird solche Dinge einfach übersehen. Dadurch wird das Ehrge- fühl angereizt, das Kind wird gegen Schmerz und äußeres Ungemach abge- härtet und lernt im Leben auf eigenen Füßen stehen. Diesen Zweck befördert das Turnen ungemün. Bei der Ab- härtung hat man zu beachten, daß sie schon in früherer Jugend beginne. In unseren Tagen wird mit der Beweidi- chung der kleinen Weltbürger leider noch recht systematisch vorgegangen. Man muß den Baum biegen, wenn er jung ist. Zum Andern muß die Abhärtung allmählig und nicht sprunghaft geschehen.

härtung der Haut bedacht sein. Die Haut ist ja der Regulator für unser Wohlbehinden. Sie sorgt für Ausschwei- dung der schlechten Stoffe aus dem Blute. Ist diese Ausschcheidung unterblieben, so stellt sich Fieber ein, und die übrigen Organe werden in Mitleidenschaft gezogen. Die Wärme erschläft die Haut, die Kälte stärkt sie. Es ist nicht nöthig, daß die Kinder immer im warmen Was- ser gewaschen werden; es ist nicht heil- sam, daß sie übermäßig warme Klei- dung tragen; es ist auch nicht gut, wenn sie in werweiß wie dicken Federbetten schlafen. Dagegen wird die Haut un- gemein gestärkt, wenn das Kind kalte Was- chungen und Abreibungen erhält wenn es Vollbäder oder wenigstens ein Regen- bad bekommt. Es darf auch getrost versuchen, wie es draußen ist, wenn auch kein warmer Sonnenschein am Him- mel lacht.

Abhärtung des Körpers ist eine Hauptaufgabe. Sie genügt aber nicht al- lein. Es müssen auch die geistigen Kräfte des Körpers abgehärtet werden. Man's ist körperlich kräftiger Mensch kann den geringsten Schmerz nicht ertra- gen, bei wenigem Unbehagen legt er sich in's Bett, der kleinste Kummer beugt ihn schon vollständig darnieder. Der Körper ist stark, die Seele schwach. Und wieviel haben die Eltern Schuld daran. Wenn das Kind einen Kitz im Finger hat, so wird es von der Mama bedau- ert; hat es sich gestoßen, so bekommt es Bonbon und es wäre geradezu wunder- bar, wenn das Kind nicht empfindlich würde, da es doch immerfort die Frage hört: „Wo thut es denn weh? Thut es denn sehr weh?“ Eine vernünftige Erziehung wird solche Dinge einfach übersehen. Dadurch wird das Ehrge- fühl angereizt, das Kind wird gegen Schmerz und äußeres Ungemach abge- härtet und lernt im Leben auf eigenen Füßen stehen. Diesen Zweck befördert das Turnen ungemün. Bei der Ab- härtung hat man zu beachten, daß sie schon in früherer Jugend beginne. In unseren Tagen wird mit der Beweidi- chung der kleinen Weltbürger leider noch recht systematisch vorgegangen. Man muß den Baum biegen, wenn er jung ist. Zum Andern muß die Abhärtung allmählig und nicht sprunghaft geschehen.

Meyerbeer's Gsel.

Aus Paris wird geschrieben: Meyer- beer pflegte um 1845 alljährlich einige Monate in Spa zuzubringen, das da- mals äußerst stark besucht war. Hier machte er lange Morgen Spaziergänge, träumte, Melodien und Harmoniege- stänge suchend. Eines Tages, als er sich etwas matt fühlte, beschloß er, den Fuß- marsch durch einen Ritt zu ersetzen, und achtete nicht darauf, wohin das Pferd führte, bis er durch den Jura auf ge- richtet wurde: „Halten Sie Ihr Pferd zurück! Sie stützen sonst!“ Das Pferd war im Gras in dicht vor einen ledigen Meter tiefen Abgrund angelangt; nur ein Kiesel brauchte zu rollen, und Hof und Reiter lagen in der Tiefe. Der Meister wurde aus seiner gefährlichen Lage befreit und wandelte zu Fuß heim. Von dieser Stunde an hatte er aber den Verden Hof geschworen. Allein reiten mußte er. Da präsentirte man ihm Cabet, welchen Adolff Brillon im „Gau- lois“ vor sich beschreibt: „Er war grau, von mittlerem Wuchse, hatte einen klugen Blick, ein glänzendes Fell und war weise, vorsichtig und bescheiden, wie alle seiner Klasse. Man brauchte ihn nur zu sehen, völlig beruhigt zu sein. Seine Hüften trugen einen breiten Sat- tel oder vielmehr eine Art Sessel aus rothem Sammt, in dem man sich behag- lich einrichtete. Ohne das tadzenartige Wiegen des Reitens hätte man glauben können, man sitze vor seinem Kamin. Als weitere Bürgschaft begleitete das Pferd ein Gselreiber, ein hüblicher Bur- sche, „der große Lambert“ genannt; er kam von Regiment, rauchte wie verrückt und lauberselichte ziemlich angenehm das Französische. In seiner Weste von blauem Tuche neben Cabet aufgeschlunzt, hatte er ein wahrhaft martialisches Aus- sehen. Als ihn Meyerbeer sah, war er verärgert—und beruhigt. . . . Und jeden Morgen konnte Meyerbeer's Nachbar folgende Scene betrachten: Der große Lambert, gut frisch, und Cabet, stati- sch aufgedornet, traten in das Gär- tchen des Meisters ein. Der Gsel stellte sich inmitten eines Ganges auf; neben ihm wurde ein Stuhl gesetzt. Meyerbeer erschien, watschelte die Stufen der Frei- treppe herab, kletterte auf den Stuhl und schwang sich auf Cabet. Er setzte sich breit und bequem zurecht; dann fragte er mit vollkommener Stimme: „Lambert, wird das Wetter heute schön sein?“ „Ja, mein Herr, es wird sehr schön sein,“ antwortete der Gselreiber unabänderlich.—Der Meister sagte dann lächelnd: „Dann werde ich meinen Re- genschirm nehmen.“ Man brachte ihm den treuen Regenichirm, ohne den er nicht hätte leben können; er stülpte sich den großen Strohhut über die Augen; der große Lambert kündete sich die Pfeife an, knallte mit der Peitsche und fort- ging's aufs Land.“—Das Gsel, das Meyerbeer auf diesen Ritten fand, war ungetrübt, so lange sein Incognito währt. Am ersten Tage begegnete er keiner Menschenseele, am zweiten schon zehn Leuten; am dritten öffneten sich alle Fenster, wenn er vorüberkam; am vierten mußte er die neugierigen Ein- wohner und Bedegäste, die den Kompo- nisten der „Hugenotten“ auf seinem Gsel sehen wollten, passieren. Der gequälte Musiker verließ dann auf das Stratagem, sein Haus zu Fuß zu verlassen und sich zu Jules Janin zu begeben, der in einer Vorstadt wohnte; hier erwarteten ihn un- beachtet Cabet und der große Lambert. Meyerbeer forderte den „König der Pri-

tit“ auf, ebenfalls einen Gsel zu mietzen und mitzunehmen, allein Janin meinte lachend, er würde das Thier platt brü- den wie einen Kuchen. Im Grunde war vielleicht Meyerbeer froh, daß seine höfliche Einladung nicht angenommen wurde.

Dom Pedro und die Philadelphiaer Weltausstellung.

Unter die anspredenden Züge aus dem Leben des in der Verbannung gestorbenen brasilianischen Kaisers gehört sein Verhalten bei der Philadelphiaer Aus- stellung von 1876, zu welcher er sich schon bei ihrem Beginne einfand, und bei der er alle kaiserlichen Ehren aufs Entschiedenste abwie.

Der Generaldirektor jener Ausstellung, Herr Goshorn in Cincinnati, welcher, wenn er gewollt hätte, jetzt auch General- direktor der Chicagoer Ausstellung wäre, erzählt folgendes:

„Der Kaiser von Brasilien langte in Philadelphia einen Tag vor der Öffnung der Ausstellung an. Er stieg im Continental Hotel ab. Als ich den bra- silianischen Ausstellungskommissär fragte, ob der Kaiser angekommen sei, zeigte er auf einen Herrn in einfachem Geschäftsanzuge, der nicht weit von uns in der Hotel Office stand, und sagte: „Dort ist er.“ Er war sehr groß und breit- schulterig, dabei geübt und trug eine Mütze. Ich wurde ihm vorgestellt und er sagte: „Der Kaiser ist nicht hier. Ich komme nicht in amtlicher Eigenschaft.“ Als die Eröffnung der Ausstellung statt- fand, führte Grant, der damals Präsi- dent der Ver. Staaten war, die Kaiserin, während General Hawley, der Präsident der Bundescommission, neben dem Kaiser herging. Letzterer trug wie vorher einen einfachen Anzug. Die augenscheinlich schon alte Kaiserin war in vollem kaiserlichen Staat. Obgleich sie sehr lachm war, ging sie doch mit uns durch die ganze Ausstellung.

Präsident Grant und Dom Pedro setzten die große Maschine in Bewegung und brachten damit die Eröffnungsfeier- lichen zum Abschluß. Der Kaiser war unermüdet und sein Wissensdurst unerfättlich, so daß wir Andern todtmü- de wurden. Eines Tages kam er zu mir und sagte, er möchte die Ausstellung einmal besuchen, ehe noch irgend Jemand da sei. Als ich ihn fragte, welche Stunde ihm passe, sagte er 5 Uhr Morgens. Ich gab ihm meinen Privatsekretär als Begleiter.

Meyerbeer's bemerkenswerth waren seine höchst treffenden Bemerkungen über die Einzelheiten der Vorstellung, die er ge- nau studirte, und besonders über die ausgezeichneten Leistungen der Ver. Staaten. Von früh bis in die Nacht sah, prüfte und forschte er und gönnte sich in 24 Stunden nur vier bis fünf Stunden Schlaf.“

Bemerkt sie noch, daß Dom Pedro sich besonders auch für das Deutschthum dieses Landes interessirte. Am 4. Juli 1876 fand er sich früh Morgens zur Enthüllung der von den Deutschen Philadelphia's gestifteten Humboldt-Bild- säule ein und betheiligte sich in seiner schlichten Weise an der Feier, obgleich er einen schweren Tag vor sich hatte indem er zur Anbetheilungshalle eilen mußte, um an allen Festlichkeiten zu Ehren des hundertsten Geburtstages der Republik theilzunehmen. (N. L. S. 13.)

Beethoven und die Kaffeemaschine.

Daß große Männer in kleinen Dingen oft genug recht kleinlich sind, läßt sich in vielen Fällen beobachten. So erzählt Anton Schindler vom großen Beethoven, wie „serpulus“ er bei der Dofirung seines Morgenkaffees zu verfahren pflegte. „Sechzig Bohnen wurden für einen Tag gerechnet und oft abgezählt, besonders wenn Gäste anwesend waren.“ Dies bezieht sich auf die reifen Jahre des Compositen. In einem Tagebuche des jungen Musikers, der eben erst vom Rhein an die Donau gezogen war, ist neben dem „Claviergeb“ und „Clavier- pult“ auch vom Kaffee die Rede, wie man aus A. B. Thayer's Leber noch unvollendeter Beethoven-Biographie erfährt. Vor einiger Zeit hat sich ein kleines Document gefunden, das die Aufmerksamkeit, die Beethoven auf das edle Getränk verwendet hat, noch weiter illustriert. Im Frühling des laufenden Jahres tauchte nämlich auf einer Niep- mannsohn'schen Verleigerung in Berlin ein angeblich unleserliches Blättchen auf, das sich Dr. Th. Fimmel in Wien zur Entzifferung erbat, in der Hoffnung eine interessante Tagebuchnotiz oder dergleichen zu entdecken. Das Blättchen, das ihm auch wirklich gefunden wurde, war durch mehrmalige Faltung und durch Verwischung thatächlich fast un- lesbar geworden. Doch gelang es dem genannten Beethoven-Forscher, die mit Meißel flüchtig hingelezten stark ver- wischten Züge vollkommen sicher zu ent- ziffern. Nur zwei Worte von unbedeutender Bedeutung blieben unge-ill. Eine kleine Enttäuschung blieb aber nicht aus. Denn Fimmel las folgendes: „Von 23 Septemb(er) 1825 — neues privile- gium der neuesten Kaffeemaschine mit- telst einer Vorrichtung, welche das durch die heißen Dämpfe aufgelösete Aroma durch löschpapier mit solcher Gewalt durchpreßt, daß auch nicht ein Aroma mehr in dem ausgetrunnen Kaffeepulver zurückbleiben könne, wodurch Erparung an Kaffee und Geschwindigkeit gewonnen wird.“ Eine Tagebuchnotiz von un- fasslicher Bedeutung brachte das Blättchen also nicht, und dem Forscher wäre wohl der Fund einer Vorläuferin zu einer Symphonie erwünschter gewesen; doch dient uns das Befundene heute als eine artige Ergänzung zu den Notizen über des großen Beethoven kleinbürger- liche Lebens-Gewohnheiten.